

Vielleicht ist es auch noch zu früh, wenn die „Besinnung“ (a. a. O.) schon heute den Satz wagt: „Jawohl, wir erleben eine kopernikanische Wendung, aber nicht von der Religion weg, sondern zur Religion hin.“ Aber daß bedeutsame Anzeichen einer möglichen Wendung sich bemerkbar machen, läßt sich mit einiger Sicherheit vermuten (vgl. den Beitrag über die „Wandlungen des naturwissenschaftlichen Weltbildes und ihre weltanschaulichen Folgen“ von Prof. Wenzl im Dezemberheft dieses Jahrgangs). Wir möchten glauben, daß die Entfesselung der Atomkraft die bisherige Einseitigkeit der Menschheitsentwicklung in ihrem technischen Zeitalter zunächst noch verstärken und vortreiben wird, ohne einen grundlegenden und in die Augen springenden Wandel in den Beziehungen des Menschen zum Mitmenschen oder zu Gott oder auch nur zu sich selbst herbeizuführen. Dann aber, wenn der Mensch den ganzen Raum der ihm verfügbaren Dinge im wesentlichen abgeschritten hat, dann mag es geschehen, daß er, an den äußersten Grenzen seiner Macht angelangt, zugleich seiner Ohnmacht innewird und der Allmacht dessen, der mit einem einzigen Wortwort all die Kräfte und Geheimnisse in den Stoff gebannt hat, die er, der Mensch, mit dem Aufgebot seiner ganzen Geisteskraft doch nur so anfanghaft und unvollkommen zu entfesseln, zu enträtseln und vor allem — zu beherrschen vermag.

Dann wird er, mündig geworden und seiner Verantwortung vor Gott bewußt, seinem Herrn und Schöpfer wieder die Ehre geben lernen, die ihm, dem Unendlichen, gebührt. Und das wäre dann wahrhaft ein „neues“ Weltgefühl, in dem sich zu leben lohnt.

Anton Koch S. J.

RASSE UND RELIGION

In dem unseligen Zeitalter, das wir durchleben mußten, wurde man nicht müde, immer wieder zu behaupten, daß „die Rasse“ der Urgrund aller Werte sei. Selbst die Religion wurde auf die „Rasse“ zurückgeführt, obgleich doch ihr letzter Urgrund nur Gott selbst sein kann, der in Übereinstimmung mit einer entsprechenden Bereitschaft im Menschen durch die Natur und durch Offenbarung die Menschen über ihre Beziehung zu Gott unterrichtet. Unter den Zeugnissen, die die Wahnlehre der Vergangenheit widerlegen, ist keines bemerkenswerter als das gründliche Werk von Christel Matthias Schröder, eines Schülers von Friedrich Heiler. Das Buch, das dem Andenken

des edlen Nathan Soederblom gewidmet ist, trägt den Titel: „Rasse und Religion — eine rassen- und religionswissenschaftliche Untersuchung“. Das Buch erschien im Verlag Ernst Reinhardt in München bereits 1937, wurde aber, wie mir der Verfasser selbst mitteilte, verboten. Es dürfte wertvoll sein, Wesentliches aus diesem zur Zeit verschollenen Werk hier wiederzugeben.

Nach einer Einleitung, die die bisherigen, sehr verschiedenen Lösungsversuche unserer Frage als unzulänglich erweist, entfaltet der Verfasser mit aller Gründlichkeit und mit einem unbedingten Willen zur Objektivität seine eigene Antwort. Die Entwicklung der Gedanken erfolgt in fünf großen Abschnitten: die ersten drei beschäftigen sich mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Rassenkunde. Der vierte Abschnitt ist religionswissenschaftlicher Art. Der letzte vergleicht beide Wissenschaften und behandelt das Thema als solches. Dieser Teil ist wie eine reife Frucht, die nach ausgiebiger Vorbereitung dem suchenden Leser gleichsam in den Schoß fällt.

Der erste Abschnitt beginnt mit einer Begriffsbestimmung der Menschenrasse. In Anlehnung an von Eickstätt bezeichnet Schröder als Menschenrasse eine Gruppe von Menschen, denen bestimmte normale, erblich übertragbare körperliche Merkmale mit beschränkter Schwankungsweite gemeinsam sind und durch die sie sich von anderen Körperformengruppen der Menschheit deutlich unterscheiden. Es folgt eine Darlegung über die Abstammungsfrage und im besonderen über die Entstehung der Rassen. Der Verfasser macht sich die Anschauung zu eigen, daß alle Menschenrassen aus einem Stamm abzuleiten sind. Der Ursprung dürfte im Tertiär erfolgt sein. Die Urheimat müsse Hochasien sein. Für die Rassendifferenzierungen werden erbliche Veränderungen in Verbindung mit dem Prinzip der Auslese angenommen. Die Veränderungen selbst müssen wohl durch Reize angeregt worden sein, die durch den erzwungenen Wechsel der Umwelt in Verbindung mit tektonischen Umwälzungen und Eiszeiten erfolgt sind. Eine besondere Bedeutung schreibt er dem Einfluß der Domestikation zu, wie wir ihn bei der Entstehung der Haustiere beobachten. Eine Aufstellung der bekannten Haupt-rassen der europiden und mongoliden Rassenkreise beendet diesen ersten Abschnitt über die Grundlagen der Rassenkunde.

Der zweite Abschnitt behandelt die Rassengeschichte der alten Kulturvölker Europas und Asiens, die für die Vergleiche der

Religionsgeschichte in Frage kommen. Die Schwierigkeit gehe aus der Tatsache hervor, daß es bereits in uralten Zeiten der Völkergeschichte keine reinrassigen Völker gegeben habe. Nach einem Überblick über die genetischen Verknüpfungen der Haupt-rassen Eurasiens stellt Schröder die Frage nach der Urheimat der Indogermanen. Indem er die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Vorgeschichte und der Völkerkunde zusammenfaßt, kommt er zu der Schlußfolgerung, daß das Ausbreitungsgebiet der indogermanischen Urvölker in den Gegenden nördlich des Kaspischen Meeres und des Aralsees zu suchen sei. Es folgt die Untersuchung der Frage nach der rassischen Zusammensetzung der Einzelvölker indogermanischer Sprache. Das Ergebnis ist die Feststellung, daß die rassische Beschaffenheit der Inder und Perser und der Griechen, Römer und Germanen während der Zeitabschnitte vergleichender Religionsgeschichte außerordentlich gleichwertig und hochgradig ähnlich gewesen sein muß. Ebenso müsse man die rassische Beschaffenheit der Babylonier und Israeliten, die wesentlich der armeniden Rasse, zum Teil mit orientalidem Einschlag, angehören, als außergewöhnlich gleichartig und hochgradig ähnlich bezeichnen. Dies könne man nicht in dem gleichen Maße von den Chinesen (vorwiegend sinide Rasse) und von den Japanern (vornehmlich palämongolide Rasse mit sinidem Einschlag) behaupten, obgleich auch hier weitgehende Verwandtschaft der rassischen Grundlage vorhanden gewesen sein dürfte.

Der dritte Abschnitt beschließt die Darlegungen über die rassischen Grundlagen der religionsgeschichtlichen Betrachtungen. Er ist dem wichtigen Gegenstande der Beziehung von Rasse und Seele gewidmet. Hier taucht sofort die oft behandelte Schwierigkeit seelischer Vererbung auf. Der Verfasser bejaht die Behauptung, daß eine gewisse Vererbung geistiger Beschaffenheit feststehe. Leider fügt er nicht jene Erklärung hinzu, die jeder Polemik den Boden entziehen würde, daß die Tatsache der Wiederkehr geistiger Eigenarten in Vorfahren und Nachkommen eine genügende Erklärung in der ererbten Eigentümlichkeit des Gehirns und des Nervensystems finden dürfte, ohne daß man anzunehmen braucht, daß die geistige Seele selbst vererbt wird. Tatsächlich wird die verhältnismäßig weitgehende Abhängigkeit der geistigen Tätigkeit vom Gehirn ausdrücklich erwähnt. Nach der kritischen Besprechung der Kretschmarischen Anschauung über Körperbau und Charakter erörtert Schröder die

eigentliche Rassenpsychologie. Die beiden Fragen, ob es bisher gelungen sei, die psychologischen Unterschiede der Rassen herauszuarbeiten und ob in den Ansichten über die unterschiedlichen geistigen Rassenmerkmale Übereinstimmung herrschen würde, werden durchaus verneint. Trotzdem wird nicht bestritten, daß Schicksal und Geschichte eines Volkes nicht unabhängig von rassischer Zusammensetzung sein werden. Außer den Umwelteinflüssen und der Tradition wird vor allem auch auf das große belebende Genie und zuletzt auf jede freie Handlung eines Menschen hingewiesen. Es wird auch die Behauptung abgelehnt, daß Reinrassigkeit Grundbedingung für die Hervorbringung kultureller Höchstleistung und daß einzig die nordische Rasse kulturschöpferisch sei. Indessen, so wertvoll und notwendig die Rassenmischung für die Kulturentwicklung sei, so wichtig sei die Annahme, daß die Kreuzung einander fernstehender Rassen Disharmonien zur Folge haben könne.

Nach dem kritischen Studium der Ergebnisse wissenschaftlicher Rassenforschung werden im vierten Abschnitt die Grundzüge und der Wesenskern der Religionen der alten Kulturvölker Eurasiens zusammengestellt. Sinngemäß beschränkt sich die Darstellung auf jenen Abschnitt der Religionsentwicklung, bei dem wir über die rassische Beschaffenheit ihrer Träger unterrichtet sind.

Um mit den vornehmlich nordisch bestimmten Völkern zu beginnen, steht im Mittelpunkt der indischen Religion das unpersönliche, ruhende, unergründliche Eine, in das der Mensch sich versenkt und mit dem er völlig eins zu werden bestrebt ist. Die Vorstellung vom Wiedertod im Jenseits nach Aufzehrung des Schatzes, der durch gute Werke erworben werden kann, wird in der auf die Brahmana folgenden Zeit der Upanischaden zur Auffassung von der Widergeburt und zur Lehre von einer Seelenwanderung, die als Verhängnis empfunden wird, weil so das Elend und das Leid der Menschen vervielfältigt werden. Die Erlösung aus diesem Zustand verbinde sich mit zwei Begriffen: Brahman und Atman. Der erste Begriff bedeute die in ewiger Ruhe verharrende, lebendige Urkraft, während der zweite Begriff als Träger des Lebens zunächst das eigene Selbst sei. Wenn der Mensch das Einssein mit dem Brahman erkannt habe, finde er die Erlösung durch die Weltflucht und die Befreiung von jedem Begehren. So werde zuletzt das immer wieder Sterbliche unsterblich.

Ganz anders ist die Religion der rassien-

verwandten Iranier oder Perser. Sie wird wesentlich gekennzeichnet durch Zarathustra. Das höchste Wesen in dieser willensbetonten Religion geht in die stoffliche Erscheinungswelt ein, um den bösen Geist zu bekämpfen. Es fordert von den Menschen die wirksame Hochschätzung der Wahrheit und die Wahrung des Rechts. Die Vollendung bringt das Weltgericht, das durch die definitive Überwindung des Bösen den ewigen Sieg des Guten sichert.

Auch in der Religion der rassenverwandten Griechen und Römer finden sich wesentliche Unterschiede, während bei den rassenverschiedenen Germanen Ähnlichkeiten auftreten. Charakteristisch für die griechische Religion homerischer Darstellung ist der Olymp mit Zeus, dem Vater der Götter und Menschen. Die Götter sind nach Ursprung und Art lebensvolle Gestalten wie die Menschen, nur sind sie unsterblich, von ewiger Jugend und Schönheit und den Menschen an Macht weit überlegen. Über allen Menschen und Göttern steht das Schicksal. Besonders charakteristisch ist der Geist des Gottes Apollon, der Klugheit, Maß und Schönheit in sich vereint. Der Gegensatz und auch wieder seine Ergänzung ist der Gott Dionysos, der in seinem Wesen überströmende Lust und bitterste Enttäuschung verbindet. Der nüchternen Art der Römer entsprechend sind die Götter der alten römischen Religion nackte Abstraktionen. Das Verhältnis zu den Göttern ist ein Rechtsverhältnis. Der Kult ist eine Art Rechtsverkehr mit ausgebauten Formalitäten. Die Götterwelt der altgermanischen Religion erinnert an die Götterwelt der Griechen, obgleich doch die Griechen, rassistisch gesehen, Verschiedenheiten aufweisen. Selbst den griechischen Dionysos findet man im germanischen Odin wieder. Weiter ist der Schicksalsglaube der Germanen mit dem Schicksalsglauben der Griechen und Römer vergleichbar, wenn auch durchaus nicht übereinstimmend. Charakteristisch für die Germanen ist der „Fulltruglaube“, der sich nicht nur in einem religiösen Vertrauen gegenüber der Gottheit äußert, sondern auch die Ehrfurcht einschließt.

Zur zweiten Gruppe gehören die Babylonier und Israeliten. Auch hier sind trotz rassistischer Ähnlichkeit große Gegensätze. Während die sumerisch babylonische Religion in der Sternwelt die Offenbarungsstätte einer großen Zahl von Göttern sieht, ist die Religion der Israeliten ein strenger Monotheismus. Die babylonischen Götter sind Naturgötter, der Gott

der Israeliten ist ein persönlicher Gott, der die ganze Welt ins Dasein rief und selbst die höchste Vollkommenheit darstellt. Der astrale Charakter der Religion Babylons liegt der Religion Israels völlig fern, die im übrigen einen ausgesprochen ethischen Charakter hat.

Die dritte Gruppe umfaßt die Religionen Ostasiens. Auch hier sind trotz rassistischer Ähnlichkeit fundamentale Unterschiede. Die Göttervorstellungen der Chinesen und Japaner sind völlig verschieden, so etwa wie bei den Römern und Griechen. Auch die Kaiserverehrung ist verschieden. Bei den Japanern galt bisher der Herrscher nicht als Träger des Mandats vom hohen Himmel, sondern als Sohn des Sonnengottes. Der Ahnenkult, der bei den Japanern eine so große Bedeutung hat, steht bei den Chinesen zurück. Das Ritenystem des chinesischen Konfuzianismus hat in der japanischen Religion kein Gegenstück.

Es bleibt ein letzter Abschnitt, der in kurzen Sätzen das Ergebnis zusammenfaßt. Ein doppelter Vergleich wird durchgeführt. Der Längsvergleich stellt fest, daß die Wesenskerne der Religionen rassistisch verwandter Völker auch dort tiefe Unterschiede aufweisen, wo die rassenmäßige Verwandtschaft Übereinstimmungen ergeben sollte, falls eine unmittelbare Abhängigkeit der Religion von der Rasse vorhanden wäre. So weisen die Wesenskerne der rassenmäßig ähnlichen Iranier, Perser, Griechen, Römer und Germanen ebenso fundamentale und tiefgründige Gegensätze und Unterschiede auf wie die Religionen der Israeliten und Babylonier und die der Chinesen und Japaner. Der Quervergleich, der rassistisch verschiedenartige Völkergruppen ins Auge faßt, stellt dagegen Übereinstimmungen fest, wo tiefgehende Unterschiede zu erwarten wären, wenn die Religion eine Funktion der Rasse wäre. Im besonderen ist der juristisch-formalistische Ritualismus in der römischen und chinesischen Reichsreligion wesentlich verwandt, ebenso der griechische und japanische Anthropomorphismus und der griechische und chinesische Ahnenkult. Es gibt weder eine indogermanische, noch eine semitische, noch eine ostasische Einheitsreligion. Es läßt sich nur beim Vergleich der Urreligion der Menschheit die religiöse Einheit der Gesamtmenschheit trotz wesentlicher und tiefgehender geistig-seelischer Rassenunterschiede feststellen. Schröder beendet seine Darlegungen mit dem Hinweis darauf, daß eine neue Untersuchung prüfen müsse, ob überhaupt Beziehungen zwischen Rasse und

Religion vorhanden seien. Er meint, daß eine Untersuchung der großen Weltreligionen ergeben würde, daß die Rasse auf gleiche Art die religiösen Äußerungen beeinflußt, wie sie auf das Volkstum einwirkt. Doch größer noch als der Einfluß der Rasse dürfte der Einfluß großer Einzelpersonlichkeiten, der Einfluß der Gesamtwelt und der Tradition sein.

Hermann Muckermann

DAS „KIEDRICHER KYRIALE“ IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Kiedrich, das durch seinen Weinbau berühmte Städtchen am Südhang des Rheingau-gebirges, ist der einzige Ort der Welt, an dem heute noch der Gregorianische Choral in der Sonderform des sogenannten germanischen Dialekts gesungen wird. Dabei wird die sonst längst verschwundene gotische Notenschrift, die sogenannte Hufnagel-Notenschrift, benutzt. In dieser Notenschrift ist soeben das „Kiedricher Kyriale“, herausgegeben von Regens chori Paul Guttfleisch, im Rheingold-Verlag zu Mainz neu erschienen.

Wer heute die Pfarrkirche in Kiedrich betritt, glaubt auf eine verträumte Insel der Gotik versetzt zu sein. Hinter dem Lettner hat der Chor in liturgischer Kleidung Aufstellung genommen und vorn sitzt die Gemeinde in den kunstvoll geschnitzten, farbig gemalten Kirchenstühlen und nimmt geschlossen — eine beispiellose Erscheinung — am Choralgesang teil. Die Noten, nach denen die Gemeinde den Choral singt, sind gotische Neumen, Hufnagelschrift. Diese einfachen frommen Kiedricher Winzer können alle Neumen lesen. Sie kennen es nicht anders — ihre Großväter und Väter haben nach Neumen Choral gesungen, und sie selbst haben es so in der Schule gelernt. Für sie hat der Magister chori, der heute noch wie vor Jahrhunderten den Chor leitet, zum Gebrauch in der Messe das Kiedricher Kyriale nach den alten Originalen neu herausgegeben, eine kleine Kostbarkeit für die musikinteressierte Welt.

Seit die Kiedricher Pfarrkirche besteht, also seit dem 13. Jahrhundert, erklingt bei den liturgischen Gottesdiensten der Gregorianische Choral, und es ist nach den urkundlichen Belegen nicht anzunehmen, daß diese Tradition bis auf den heutigen Tag jemals unterbrochen wurde. Die Besonderheit dieser Tradition besteht darin, daß der Altmainzer Choral, wie er in Kiedrich auch heute noch gesungen wird, auf die sogenannte

gotisch-germanische Form des Gregorianischen Chorals zurückgeht, die sich im Laufe der Jahrhunderte in Deutschland herausgebildet hatte und rechts und links des Rheines bis zur Säkularisation vorherrschend war. In der Aufklärungszeit wurde die romanische Fassung für allein verpflichtend erklärt, die germanische Fassung aber verboten, die dann auch bald ausstarb. Nur in Kiedrich hat sich die alte Tradition der germanischen Dialektform erhalten, deren Wiederverbreitung in jüngster Zeit auch vom Vatikan gefördert wird. Besondere Förderung erfuhr die Kiedricher Choraltradition durch den Engländer Baronet John Sutton, der 1857 zum erstenmal nach Kiedrich kam und vom Zauber dieser Gotik berührt zum größten Wohltäter der Gemeinde wurde. Zunächst ließ er die damals schadhafte Orgel auf seine Kosten instandsetzen. Heute ist nach der Vernichtung der Lübecker Orgeln die Kiedricher Orgel die älteste deutsche Barockorgel. 1865 gründete Baronet Sutton die Kiedricher Choralstiftung. Sie machte es möglich, eine Choral-schule einzurichten, in der ein Chor von Männern und Knaben im liturgischen Gesang herangebildet wurde. Für allein zulässig wurde der alte Gregorianische Mainzische Gesang erklärt. Diese Stiftung und Tradition hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Baron Sutton ließ mit einem Kostenaufwand von 12000 Talern eine ganze Reihe der Mainzer Choral Ausgaben aus der Schönbornzeit neu drucken, die heute benutzt werden. Daneben besitzt Kiedrich noch eine Reihe kostbarster Codices aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Der Codex A, ein vollständiges Graduale, handgeschrieben auf Pergament aus dem Jahre 1260, das auch dem vorliegenden Kiedricher Kyriale zugrunde liegt, wird ebenfalls neu herausgegeben. Der Neudruck ist bereits in Angriff genommen.

Das schmale, noch mit Leineneinband ausgestattete Bändchen des Kiedricher Kyriale enthält neun Messen und eine große Zahl liturgischer Gesänge; dazu einen Quellen-nachweis und in einem lesenswerten Nachwort alles Wissenswerte über die Kiedricher Choraltradition und den germanischen Dialekt des Gregorianischen Chorals. Die textkritischen Arbeiten stammen von dem Kiedricher Chorsänger Josef Staab, der auch die Vorlagen zu den Klischees nach den Originalen schrieb. Dem Geleitwort hat Chor-regent Guttfleisch einen Vers aus dem Responsorium Rhingavense von 1714 vorangesetzt: